

Lukas Bärfuss
Die Krone
der Schöpfung
Essays



WALLSTEIN VERLAG

Wahrheit und Wirklichkeit

1.

Die Wahrheit ist in vieler Munde. Es sollte uns beunruhigen, denn es bedeutet, dass sie in umso weniger Herzen ist.

2.

In der ersten Ausgabe von »Historische Urteilskraft«, dem Magazin des Deutschen Historischen Museums Berlin, setzt Daniel Kehlmann in einem Text mit dem Titel »Geschichten erzählen, Geschichte erzählen«¹ seine Arbeit als Schriftsteller der Arbeit eines Historikers gegenüber und zieht eine deutliche Grenze. Während der Historiker herausfinden solle und wolle, was geschehen sei, würde er, der Dichter, lügen und erfinden. Trotzdem sei auch er auf der Suche nach der Wahrheit. Die entscheidende Frage, die Kehlmann selbst stellt, aber nicht beantwortet, lautet: Gibt es verschiedene Wahrheiten, wovon eine nur dem Lügner, also dem Schriftsteller, zugänglich ist? Weil Kehlmann einer Antwort ausweicht, stellen sich plötzlich weitere Fragen: Warum, zum Beispiel, verspürt der Schriftsteller die Notwendigkeit, diese Unterscheidung zu treffen? Will er die Reputation der Geschichtswissenschaft retten, indem er das Feld der einen Disziplin, die Fakten, von jenem der anderen, die Fiktion, sauber trennt? Oder sucht er für sich selbst, als Schriftsteller, einen Raum, wo er seine Literatur vor weltanschau-

¹ Daniel Kehlmann: Geschichten erzählen, Geschichte erzählen. In: Historische Urteilskraft 1 (2019), S. 6f.

lichen Anwürfen in Sicherheit bringen kann? Aber die Probleme des einen Gewerbes können ebenfalls und gleichzeitig die Probleme des anderen darstellen, und es müsste mittlerweile deutlich sein, dass die ideologischen Kämpfe im Nachgang der Postmoderne nicht befriedet werden können, wenn wir einfach die Felder der Disziplinen abstecken und hoffen, dass niemand die Grenzen verletzt und Konterbande betreibt.

3.

Vor einiger Zeit behauptete eine Philosophin im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, dass es den Zweiten Weltkrieg nicht gegeben habe. Was wir unter diesem Begriff zusammenfassten, so meinte sie, zerfalle in unzählige Einzelereignisse. Es sei eine unzulässige Verkürzung, die Komplexität der Wirklichkeit in einen einzigen Begriff zu fassen. Ferner habe kaum ein Zeitgenosse dieses Wort damals verwendet. Und schließlich würde der Zweite Weltkrieg in anderen Kulturen anders genannt, so heiße der Deutsch-Sowjetische Krieg in Russland »Der Große Vaterländische Krieg«.

Es handelt sich dabei nicht um eine Sophisterei unter Akademikern, vielmehr um einen Ausläufer der Turbulenzen, die den Menschen des einundzwanzigsten Jahrhunderts aus dem Gleichgewicht bringen. Nach wie vor finden sich Trümmer des zwanzigsten Jahrhunderts, die man sich bei Gelegenheit an den Kopf wirft, und man fürchtet, die Kontrahenten in der Auseinandersetzung um die kulturelle Hegemonie könnten irgendwann zu wirkungsvolleren Flugobjekten greifen.

4.

Einerlei, ob sich jemand Schriftsteller oder Historiker nennt, und gleichgültig, welche Mittel und Instrumente er bei der

Ausübung seiner Tätigkeit benutzt, ob sie nun Quellenkritik oder erlebte Rede heißen, die Vergangenheit ist niemandem zugänglich. Aus dieser Verslossenheit definiert sie sich. Sie ist das, was war, in Abgrenzung dessen, was ist und was sein wird. Diese allgemeine, alltägliche Erfahrung verdeckt nur eine grundsätzlichere Tatsache: Was sich uns durch das Wissen tatsächlich nicht erschließt, ist die Wirklichkeit als solche, gerade auch jene, die sich in der Gegenwart vollzieht. Dies beweist der Umstand, dass sich die Vergangenheit auch dann nicht erschlüsse, wenn wir sie auf die gleiche Weise erfahren könnten wie die Gegenwart. Sie wäre nur eine weitere Gegenwart und die Gleichzeitigkeit unzähliger Ereignisse, deren Zusammenhänge uns zum überwiegenden Teil verborgen blieben. Und weiter: Selbst wenn sich sämtliche dieser Ursachen einem bestimmten Bewusstsein erschlossen, könnte ich sie nicht darstellen, denn das wäre gleichbedeutend mit einem totalen Abbild der Wirklichkeit, das dann, per definitionem, von dieser Wirklichkeit ununterscheidbar wäre. Ein absurder Gedanke, gleichwohl wurde und wird dieses totale Abbild versucht. Es gibt eine beinahe kindliche Sehnsucht, eine Vorstellung, dass man sich der Vergangenheit nähern könne, indem man den Aufwand und die Zahl der dargestellten Ereignisse erhöht. Hollywood erliegt ihr immer wieder. Aber nur, weil man Kriegsschiffe in den Ärmelkanal bringt und mit Tausenden von Komparsen den 6. Juni 1944 darstellt, versteht man den D-Day nicht besser. Aber die Entwicklung der technologischen Illusionsmöglichkeiten hat zu einem Verlust dieser lapidaren Einsicht geführt.

5.

Die Wirklichkeit bleibt mir verschlossen, aber das bedeutet nicht, dass es sie nicht geben würde. Dasselbe gilt für die Vergangenheit, oder, präziser formuliert, für ein beliebiges

Ereignis in der Vergangenheit. Die Wirklichkeit zu verstehen würde bedeuten, ihre Unermesslichkeit zu verstehen. Ihre Unermesslichkeit definiert sich durch die Unbeschränktheit der Ursachen, die zwischen den Ereignissen wirken können. Auf welche Art die Ursachen wirken, kann ich untersuchen. Aber die größte Zahl dieser Ursachen liegt hinter meinem Informationshorizont. Ich weiß einfach nichts davon. Was sich hinter der nächsten Hausecke ereignet, sehe ich nicht. Und der Hausecken gibt es viele.

Je mehr Ursachen ich kläre, umso deutlicher wird die erkenntnistheoretische Lücke zwischen meiner Erfahrung und der Wirklichkeit. Man hat das Wissen eine Kugel genannt, die im Ozean des Unwissens schwimme. Mit jedem Erkenntnisgewinn wird sie größer, und daher nimmt die Oberfläche und ihr Kontakt mit dem Unwissen zu.

Die Wirklichkeit wird nicht verstanden, die Wirklichkeit wird zuerst empfunden. Wenn ich die Umstände der Heirat zwischen Carlos II von Spanien und Marie Louise d'Orléans klären will, kann ich die Quellen des Jahres 1679 sammeln und zum Beispiel versuchen, die Rolle der Kirche und der Inquisition anhand der Dokumente zu entschlüsseln. Ich kann Analogien herstellen, versuchen, ein hegemoniales System heutiger mit einem hegemonialen System vergangener Tage zu vergleichen. Und je weiter ich voranschreite in meiner Erkundung, umso deutlicher wird, dass ich niemals wissen kann, was ein Zeuge des Autodafés am 22. November eben jenes Jahres auf der Plaza Mayor in Madrid *empfunden* hat. Ich werde niemals wissen, was die Verbrennung von zweiundzwanzig Ketzern anlässlich der Hochzeit eines Monarchen für ihn bedeutete.

Man findet die Darstellung dieses Problems üblicherweise nicht in historischen, sondern in philosophischen Werken, und dort in der Abteilung der Philosophie des Geistes. Das Bewusstsein eines anderen Menschen, eines anderen Tieres, bleibt uns verschlossen. Ich kann niemals wissen, ob meine Begriffe in einem anderen Menschen dieselben Empfindun-

gen auslösen oder ob wir dieselben Begriffe für unterschiedliche Sinneswahrnehmungen verwenden. Man nennt dieses Problem in der Philosophie die Qualia, und es beschreibt die Erkenntnis, dass jedes Bewusstsein letztlich in sich selbst eingeschlossen ist.

Wenn ich einem Menschen begegne, dann kann ich ihn befragen, was er unter einem gewissen Wort versteht, mit dem er ein beliebiges Ereignis beschreibt. Es ist nicht üblich, den Verfasser zu konsultieren, falls man sein Werk nicht versteht, aber da es die Möglichkeit grundsätzlich gibt, geht der Leser davon aus, dass der Korpus der Begriffe dem Korpus der Empfindungen entspricht. Dies liegt hauptsächlich am Umstand, den die deutsche Sprache treffend den »Erfahrungshorizont« nennt und den ich mit meinen Zeitgenossen potenziell teile. Potenziell: nur als Möglichkeit teile, aber alleine die Möglichkeit reicht, um zu behaupten, dass sich Begriffe und Wirklichkeit meiner Mitmenschen in weitgehender Übereinstimmung mit meiner Empfindung befinden, und, falls nicht, man Missverständnisse ausräumen könne. Man muss sich nur darüber austauschen. Aus diesem Austausch entsteht ein wesentlicher Teil der kulturellen Produktion.

Im Falle der Toten ist die Ausräumung dieser Missverständnisse nicht möglich. Wir können die Toten nicht befragen, in welchem Sinne sie ein gewisses Wort verstanden und verwendet haben. Wenn ich einen Text aus dem Jahre 1913 lese, der äußersten zeitlichen Grenze, für die es noch Zeugen gibt, dann gehe ich davon aus, dass die meisten Begriffe meinem heutigen Verständnis entsprechen. Ich lese einen Satz aus dem »Fliegenpapier« von Robert Musil, aber ich erschließe diesen Satz mit der Empfindung eines Menschen des Jahres 2020. Etwas anderes ist unmöglich. Trotzdem gehe ich davon aus, dass die Übereinstimmung zwischen seinem und meinem Empfinden so groß ist, dass ich das, was er sagen wollte, ungefähr verstehen kann. Natürlich stocke ich, wenn ich in seinem Text die Worte »Aeroplane« und »Negeridole« lese.

Mein Stocken führt aber nicht dazu, dass ich glaube, den Text nicht zu verstehen, ich füge diese kleine Unsicherheit bloß auf den unterschiedlichen Sprachgebrauch zurück, nicht auf einen grundsätzlichen Unterschied zwischen seinem, Musils, und meinem Empfinden.

Aber das ist nur eine hilfreiche Unterstellung. Es ist denkbar, dass für Musil jeder einzelne Begriff eine völlig andere Bedeutung besaß und meine Interpretation des Textes ein vollkommenes Missverständnis darstellt. Der Wortschatz kann der gleiche bleiben, die Bedeutung hingegen eine völlig andere sein, und nur die Grammatik würde uns dazu verleiten, das von Musil Gemeinte mit meinem Gemeinten zu verwechseln.

Wir sprechen davon, dass ein Ereignis »weiter« in der Vergangenheit liege als ein anderes. Wir benutzen einen räumlichen Begriff und behelfen uns mit einer Analogie. Die Zeit schafft allerdings keine Distanz. Der Moment von vor fünf Minuten ist nicht »weiter« entfernt als jener von vor fünftausend Jahren: Der eine ist so unzugänglich wie der andere. Der Unterschied besteht alleine in der Zahl der Quellen und der Zeugen, die mit der Zeit abnehmen.

An einer anderen Stelle habe ich versucht, dieses Problem anhand eines einzigen Begriffes anschaulich zu machen, des Wortes *συμφιλεῖν* nämlich, mit dem die Titelheldin des Stückes »Antigone« des Sophokles ihren Widerstand gegen die Staatsgewalt rechtfertigt. Heute übersetzen wir dieses Wort üblicherweise mit »mitzulieben«, aber Antigones Liebesbegriff wird mit unserem kaum in eine Übereinstimmung zu bringen sein. Und da wir weder Sophokles noch seine Zeitgenossen fragen können, wie er dieses »symphilein« gemeint haben könnte, entstehen Missverständnisse.

Diese Missverständnisse sind manchmal schädlich und manchmal nützlich, wirksam sind sie meistens. Dies beweist das Beispiel Hegels, der in seiner »Phänomenologie des Geistes« Antigone als Zeugin anführt, allerdings mit Worten, die sie niemals gesprochen hat.

Ein Mensch ohne Empfindung hat keinen Begriff von der Wirklichkeit, und er hat auch keinen Begriff von der Wahrheit. Aber die Empfindung allein reicht nicht, gerade der Wahnsinn fühlt sich wirklich und wahr an. Jeder Mensch ist der einzige Zeuge seines Bewusstseins, und da er die Empfindung nicht teilen kann, braucht er das Wissen, um sich über diese Wirklichkeit auszutauschen.

In seinem Aufsatz »Spurensicherung« aus dem Jahre 1979² legt der Historiker Carlo Ginzburg unfreiwillig die Achillesferse der Geschichtswissenschaft offen. Er führt die Entstehung der Schrift auf einen historischen Prozess zurück, der aus der Notwendigkeit des Jägers rührt, Tierspuren zu »lesen«. Ginzburg schafft hier eine Analogie zum Wahrsager, der ebenso eine Realität minutiös erkundigt, um andere Ereignisse, die Gegenwart eines Tieres oder die bevorstehende Hungersnot zu entdecken. Und obwohl Ginzburg mit dieser Herleitung nur beabsichtigt, eine alternative Methodenlehre der Geschichtswissenschaft zu etablieren, eben jene, die dann in das mündete, was man heute Mikrohistorie nennt, bezeichnet er in diesem Abschnitt die Qual der Geschichtswissenschaft mit sich selbst: »Aber der grundsätzliche Unterschied ist unseres Erachtens ein anderer: Die Wahrsagung bezog sich auf die Zukunft und das Spurenlesen der Jäger auf die – vielleicht nur sekundenalte – Vergangenheit.«

2 Carlo Ginzburg: Spurensicherung. Der Jäger entziffert die Fährte, Sherlock Holmes nimmt die Lupe, Freud liest Morelli – Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst [1979]. In: Carlo Ginzburg: Spurensicherung. Die Wissenschaft auf der Suche nach sich selbst. Berlin: Wagenbach, 1995, S. 7-44.

Was Ginzburg hier nicht erwähnt: Ich kann die Zeugen und die Quellen der Vergangenheit so lange und gründlich studieren wie ich will, ich werde dadurch keine Aussage über die Eigenschaft geschichtlicher Ereignisse in der Zukunft treffen können. Es spielt keine Rolle, ob man die Gründe für diese Unmöglichkeit in der Kontingenz oder in der Willensfreiheit sieht. Die Geschichte kann in diesem Sinne nicht als Wissenschaft gelten, wie die Physik oder die Chemie als Wissenschaften betrachtet werden, die beide den Anspruch haben, verlässliche Aussagen über die Art und Weise der unter bestimmten Umständen eintreffenden Ereignisse »in der Zukunft« vorausagen zu können.

Ein Pendel »gehört« den Newton'schen Gesetzen, und es wird, so lehrt uns die Physik, ihnen auch morgen und übermorgen gehorchen. Die Sprache unterstellt die Herrschaft eines Gesetzes, das zu entschlüsseln die Aufgabe einer Wissenschaft ist. Welchem Gesetz unterwirft sich die Geschichtswissenschaft?

Die Angst der Historiker wie Carlo Ginzburg, dass unter dem Ansturm des postmodernen Relativismus der begriffliche Kernbestand ihrer Disziplin pulverisiert werden könnte, war berechtigt. In seinem Kampf um Wahrheit und Wirklichkeit, in seiner Abwehr gegen die Anwendung erzähltheoretischer Konzepte auf die Geschichtswissenschaften, wie Hayden White sie in »Metahistory« vorgeschlagen hat, vergaß Ginzburg, dass sich die Postmoderne auch aus einer Ideologiekritik entwickelte. Die totalitären Ideologien des zwanzigsten Jahrhunderts verstanden sich als große Erzählungen, in denen jeder Akteur seinen bestimmten Platz einzunehmen hatte. Die Trümmer und die Leichenberge, die diese Narrationen hinterlassen haben, die Einsicht, dass der Anspruch auf absolute Wahrheit in einer gesellschaftlichen Ordnung zu Mord und Totschlag führt, und der gleichzeitige Versuch, den Anspruch auf die Durchdringung der Wirklichkeit aufrechtzuerhalten, führte in die Dekonstruktion der überkommenen Formen.

Die Postmoderne, ihr Insistieren darauf, dass niemand den Anspruch haben kann, jenseits der Formen zu agieren, ist zum Problem für alle geworden, die erneut nach der Heimat in einer großen Erzählung suchen.

8.

Wir Zeitgenossen sollten weiter sein. Es gibt keinen Grund für ein Reenactment vergangener Schlachten. Die Literaturwissenschaftlerin Muriel Pic hat in einem langen Essay, der in der Zeitschrift »Incidence« erschien,³ einen dritten Weg vorgeschlagen, um jenseits des postmodernen Relativismus und der gefährlichen Sehnsucht nach einer integralen und integrierenden Erzählung eine Empfindung für die Wirklichkeit zu entwickeln. Sie schlägt die Philologie vor, die Deutung und Auslegung der Fragmente, um die Vielzahl der zerbrochenen Wirklichkeiten lesbar zu machen. Gewiss würden diese Methoden der Einsicht entsprechen, dass nach dem zwanzigsten Jahrhundert die Wirklichkeiten nur als Scherben gedeutet werden können. Allerdings könnte es sein, dass dieser Vorschlag zu spät kommt. Im Zuge der neurophysiologischen Forschung und im Windschatten des Triumphes der Evolutionstheorie haben jene, die Geschichte nicht nur lesen, sondern schreiben wollen, längst begriffen, dass die menschliche Vorstellungskraft das Kriterium der Wahrheit nicht braucht, um sich ein Bild von der Wirklichkeit zu machen. Nur die Anschaulichkeit, die Plausibilität, oder, um wieder eines der entlarvend schönen Worte der deutschen Sprache zu benutzen, die »Glaubwürdigkeit« entscheidet letzten Endes über die Wirkungsmacht einer Erzählung, und es ist einerlei, ob es eine

3 Muriel Pic: »Lire dans la poussière«. Sur l'actualité de la philologie à partir d'une note en bas de page de Carlo Ginsburg. In: *Incidence* 15 (2020): Vérité, fiction: faire vrai, dire juste, S. 267-304.

literarische, eine politische oder eben eine historische Erzählung ist. Alleine der Status des Erzählers entscheidet, welchen Wert seine Erzählung hat, ob ich sie als wahr betrachte oder nicht. Gerade deshalb hat sich meine Generation dringend zu fragen, wie sie mit dem Verlust der letzten Zeugen der Shoah umgehen will. Und wir erleben gerade, dass allenthalben versucht wird, die Deutungslücke, die sich durch dieses Verschwinden ergibt, ideologisch zu besetzen. Die Rekapitulation der bisherigen Positionen wird die Tradierung nicht sicherstellen, ebenso wenig die verständlichen, aber nutzlosen Abgrenzungsversuche zwischen Fakt und Fiktion, Literatur und Geschichtswissenschaft. Jede Empfindung für Wahrheit und für Wirklichkeit bedarf nicht zuerst des Wissens, sie bedarf des Vertrauens. Um dieses Vertrauen haben wir uns zu bemühen, die eigene Glaubwürdigkeit sollten wir pflegen, als Individuen und als Institutionen, weder die Offenlegung unserer Mittel noch das Eingeständnis ihrer Beschränktheit dürfen wir scheuen, wir müssen uns selbst in aller Rücksichtslosigkeit kritisieren und dabei auf unsere Redlichkeit bestehen, als Schriftsteller, als Historiker, als Menschen.

vor allem ist er häufig überwältigt vom kakophonischen Chor der Stimmen um ihn herum.

Deshalb schienen mir die literarischen Mittel auch in diesem Fall tauglich und hilfreich. Die aufmerksame Beobachtung der eigenen Umwelt ermittelt den Stoff. Durch das Studium der Klassiker entsteht die historische Perspektive. Die kritische Betrachtung der eigenen Gefühle macht die Informationen erst verständlich. Reine Daten kann der Mensch nicht verarbeiten. Er muss sie gewichten, bewerten, er muss ihnen einen Platz geben im Haushalt seiner Gefühle. Eine hohe Empfindlichkeit ist nur dann ein Problem, wenn die Skalen nicht zu den Ausschlägen passen. Und wer meint, ich hätte mich manches Mal vertan, dem möchte ich nicht widersprechen. Schließlich ist der Irrtum menschlich, und ich wüsste nicht, welches Prädikat ehrenvoller wäre.

Zürich/Paris, Herbst 2020

Lukas Bärfuss

Nachweis der Erstdrucke

I

- Storytelling. Zuerst erschienen unter dem Titel: »Hört auf mit Euren Geschichten!« in: Die Republik, 19.1.2019.
- Wahrheit und Wirklichkeit. Zuerst erschienen in: Historische Urteilskraft 2 (2020), Magazin des Deutschen Historischen Museums, Berlin.
- Das Ulmensterben. Zuerst erschienen in: Text und Kritik, Heft 227: Lukas Bärfuss, August 2020.
- Alle lachen, niemand weiß, worüber. Zu Anton Tschechows »Der Kirschgarten«. Zuerst erschienen im Programmheft zur Inszenierung »Der Kirschgarten« von Yana Ross am Schauspielhaus Zürich, Dezember 2019.
- Die Leere. Zu einigen Bildern von Shirana Shabbazi. Zuerst erschienen in: Parkett: Vol. 94 (2014).
- Söckchen und Gamaschen. Zu Tizians »Verkündigung«. Aufgeführt im Rahmen der Produktion *Das Theater der Bilder*, Theater Basel, Mai 2020.

II

- Postdemokratie? Zuerst erschienen unter dem Titel »Der Begriff Postdemokratie ist untauglich und gefährlich« in: Rimini Protokoll: Staat 1-4, Phänomene der Postdemokratie, hg. von Imanuel Schipper, Verlag Theater der Zeit, 2018.
- Identitätspolitik. Zuerst erschienen in SonntagsBlick, Juli 2019.
- Bona Fide. Zuerst erschienen in SonntagsBlick, Februar 2020.
- Die Rabenmutter. Zuerst erschienen unter dem Titel »Die Natur ist eine Rabenmutter« in SonntagsBlick, Mai 2019.
- Asia Level. Zuerst erschienen in SonntagsBlick, Dezember 2019.
- Komplizen der Korruption. Zuerst erschienen in SonntagsBlick, Juli 2020.